

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Voller Entsetzen durchfuhr es Marga. Sie Wief sich herum und wollte den Weg, den sie gekommen, zurücklaufen. Aber gleich beim ersten Schritt wäre sie fast lang zu Boden gefallen — der enge Poiret-Road. Also ein Entrinnen unmöglich, und hinter ihr jetzt das höhnische Aufschauen der Unholde!

Die Angst der Verzweiflung entpreßte ihr einen schrillen Schrei. Aber als Antwort nur wieder jenes grauenhafte Lachen, ganz nahe schon. Und jetzt griff eine Hand nach ihr, eine eitle, schmutzfarbene Hand, tierisch behaart.

Wie eine Fressinnige gestellte sie da noch einmal auf, daß selbst der Angreifer hinter ihr unwillkürlich abließ.

Doch diesmal kam eine andere Antwort. Das laute Aufschellen eines Hundes, nun der Zuruf einer Mannesstimme, und jetzt brach es seitlich neben ihr durch den Wald. Erst ein brauner, hochläufiger Jagdhund, dann sein Herr — der Jäger von vorhin — und nun erkannte sie ihn: der Nefse des alten Herrn von Grund.

„Was geht hier vor?“

„Schützen Sie mich, um Gottes willen!“ Nicht brängte sich Marga an ihren Retter.

Eberhard von Selbach kehrte sich gegen ihre Bedränger.

„Zurück! Auf der Stelle — oder!“

Und er erhob drohend die Büchse.

Da wichen die drei langsam zurück, murmelten ein paar unverständliche Worte und verschwanden alsbald im Walde.

„Gejindel!“

Berächtlich sah Selbach ihnen nach. Dann wandte er sich Marga zu.

„Ich freue mich, meine gnädige Frau, daß ich Ihnen einen kleinen Dienst erweisen konnte. Allerdings nur ein glücklicher Zufall. Wäre ich nicht gerade dort oben im Eichen-schlag gewesen —“

Marga schüttelte noch einmal ein Grauen. Aufgeregt streckte sie ihm beide Hände entgegen.

„Wie soll ich Ihnen nur danken!“

Selbach führte ihre Dinte an seine Lippen.

„Wie gesagt, ich schätze mich glücklich — aufrichtig glücklich.“

Sein Blick streifte ihr schönes Antlitz, in der Erregung doppelt reizvoll, und seine Hand preßte leise die ihre, ehe er sie wieder freigab. Doch dann glitt sein Auge verwundert an ihrer kostbaren Robe hinunter.

„Aber wie kommen Sie auch nur hierher, meine gnädigste Frau?“

Sie klärte ihm alles auf. Dabei schritt sie langsam an seiner Seite den Weg nach Röbbig zurück.

Selbach hörte ihr aufmerksam zu. Auf's lebhafteste gefesselt von ihrer Erscheinung, ihrem ganzen Wesen. Es ging ihm ganz wie damals, als er sie kennen gelernt hatte beim Begräbnis ihres Vaters. Und in Erinnerung daran sagte er jetzt:

„Es ist lange her, seit wir uns das erstemal sahen. Es war ein trauriger Anlaß damals.“

Sie nickte und wurde ernster. Dabei fiel ihm auf, daß sie noch immer blaß aussah von dem ausgestandenen Schrecken. Vorsorglich bot er ihr da seinen Arm.

„Sie sind sicher angegriffen, meine gnädige Frau — darf ich mir erlauben?“

Dankend nahm sie an. Sie fühlte sich in der Tat nicht gut. Ihre Knie zitterten noch beständig, und von Zeit zu Zeit rann ihr ein Schauer über den ganzen Leib. Er fühlte es, wie er sie jetzt stützte, und unwillkürlich brüdete er dann jedesmal ihren Arm ein wenig gegen den seinen, um ihr einen besseren Halt zu geben. Sie ließ es ruhig geschehen und lehnte sich wirklich in solchen Augenblicken fester auf ihn, so daß er an seinem Arm ihre Schulter fühlte. Dazu der Hauch ihrer Nähe, ihres zart schmeichelnden Parfüms — es überrieselte ihn jedesmal. Ein lange nicht mehr gelauntes Gefühl. Wußte er denn überhaupt noch, wie es war, wenn sich ein weicher Frauenleib an einen schmiegte?

Und Eberhard von Selbach umgab so auf diesem einsamen Waldgang die fremde Frau mit all der zarten, ritterlichen Aufmerksamkeit, die dabei in seinem eigenen Hause nicht gewertet — ja, als lästig empfunden wurde.

Als sich Marga Steinsiefen in der Nähe des Ortes von ihm verabschiedete, dankte ihm ein langer Blick aus ihren dunklen Augen und die Aufforderung, wenn sein Weg ihn einmal nach Köln führe, doch bei ihnen vorzusprechen. Ihr Mann werde sich freuen, ihm noch persönlich für seinen Schutz zu danken.

Es war jetzt viel allein. Ihr Mann war oft verreist, in Köln, wo er Geschäfte hatte.

Eberhard von Selbach sagte damit nicht die Unwahrheit. Er hatte, als er seinen ersten Besuch bei Steinsiefen machte, dort auch Margas Bruder getroffen. Es war dabei viel von den großen Unternehmungen Hermann Reuschs die Rede gewesen, und schließlich hatte sich, nach wiederholtem Zusammentreffen, Selbach bestimmen lassen, auch seinerseits einige Anteile der Baugenossenschaft zu erwerben. Es schien ja in der Tat da ein gut Stück Geld zu verdienen zu sein. Aber, was ihm mehr galt: die geschäftliche Verbindung mit dem Bruder gab ihm den willkommenen Anlaß, der Schwester häufiger nahe zu sein.

Marga ihrerseits sah ihn auch nicht ungerne kommen. Doch endlich ein Mann der großen Welt, der sie mit seiner Aufmerksamkeit auszeichnete! Sie begann sich mit ihrer Lage auszusöhnen. So fand Eberhard von Selbach ein unausgesprochenes Entgegenkommen bei seinen Besuchen, das

ihn bald immer tiefer einspann mit seinem verführerischen Bann. Und er stoh sein eigenes Haus, mehr und mehr.

Eke empfand diese Einsamkeit als eine Wohltat. In der Nähe ihres Mannes bedrückte sie etwas wie ein Schuldgefühl, trotzdem sie sich immer wieder laut zurief: Er hatte ja gewußt, was ihn erwartete. Aber in den stillen Stunden durchwachter Nächte mußte sie es sich bekennen: Es war doch auch in ihr das tiefe Schauen des Weibes. Nur dem, der den Namen ihres Mannes trug, war es nicht beschieden, es zu stillen. Aber ein anderer war da, wenn ihr das Schicksal den gelassen hätte —!

Das war es, was auf Ekes Stolz lastete. War das nicht schon wie ein trübender Anhauch der Sünde?

Um sich selber zu entziehen, hatte sich Eke mit erster Hingabe wieder ihrem wohlthätigen Wirken gewidmet. Es füllte sie ganz aus. Nur dann und wann trieb sie es einmal auch wieder hinauf in die Berge. So war alles wie früher, als sie noch Mädchen war. Oft erschien es ihr selber wie ein Traum, daß sie Frau sein sollte, wenn sie so allein durch den Wald schweifste. Erst die Heimkehr in das dunkle, graue Haus drunten erinnerte sie an die Wirklichkeit. Hart und grauam.

Auch heute war wieder ein Tag, wo Eke von Selbach für Stunden ganz der Gegenwart entflohen war. Mit dem Jagdgewehr über der Schulter war sie durch den Forst gestrichen. Die Kaninchen machten viel Schaden droben an der Wiese. Der Oheim ließ sich ja nur selten noch blicken in seinem Revier, und auch ihr Mann kaum noch, seitdem ihr seine Geschäfte immer häufiger nach Köln riesen. Da hatte sie einmal gründlich ausgeräumt unter den Schädlingen. Kallmann, der sie begleitete, hatte den gehäuften Rucksack mit der Beute schon mit hinabgenommen. Sie selber war indessen noch etwas im Revier geblieben. Sie liebte es, den Abend anbrechen zu sehen im schweigenden Forst. Das gab der Seele Frieden, und danach trug sie jetzt so manchmal ein sehndes Verlangen.

Gedankenverloren schritt Eke am Waldsaum hin. Es war an der Grenze des Reviers. Quer durch die Wiese neben ihr lief die. Jenseits begann die Gemeindefagd, deren Pächter seit dem Tode des alten Neusch Gerhard Bertich war. Leise begannen schon die Schatten durch den Forst zu schleichen. Kein Vogelstimm mehr unter den hohen Tannen. Draußen über der Wiese stand bereits schwer das geheimnisvolle Licht vor der Dämmerung.

Verloren glitt ihr Blick über das sattgrüne, mehr als Kniehohe Gras. Aber da weitete sich plötzlich ihr Auge, und angewurzelt stand ihr Fuß. Dort — mitten in der Wiese der rote Fleck! Kein Zweig, es war ein Bock. Jetzt warf er auf, sicherte einen Moment, mißtrauisch nach dem Holz äugend, doch äste nun ruhig weiter, den Kopf wieder tief im weichen Gras verborgen. Aber Ekes scharfes Auge hatte genug gesehen, das selten schwere Gehörn erkannt. Der ganz alte Bock war es, der stets hier oben stand, aber auf den selbst der Onkel so oft vergebens gegangen war. Und nun lief er ihr hier im Zufall über den Weg!

Das Weidmannsblut fing da an in ihr zu pulsen. Ein schnelles Abschätzen: gut hundert Meter. An sich nicht zu viel. Aber es war kaum noch Büchsenlicht, und sie hatte nur die Kugel im Lauf. Doch ganz gleich — die Gelegenheit kam nicht wieder.

Vorsichtig nahm sie das Gewehr von der Schulter, entsicherte und machte fertig. Aber das leise Knacken, kaum hörbar, war doch durch die Abendstille gedrungen. Sofort war der Bock wieder auf seiner Hut, ein blitschneller Blick und er hatte sie erblickt. Mit großen Flüchten wollte er abgehen, hinüber ins Nachbarrevier. Doch schon peitschte der Schuß durch das Waldesdämmerung. Ein wilder Satz nach vorn, ein Ueber schlagen, und der Bock war verschwunden im hohen Gras. Gleich zwar tauchte er wieder auf. Aber ein seltsamer Anblick — nur mit Kopf und Hals, als schwämme er in der grünen Grasslut. So arbeitete er sich langsam hinüber zum Holz hin.

Eke begriff. Sie hatte ihn nur krank geschossen. Die Kugel hatte die Hinterläufe gelähmt. Wie ärgerlich! Sie schoß sonst stets so sicher. Aber freilich — das Hivielicht. Doch alsbald, wie sie den weidwunden Bock sich so hinschleppen sah, kam ihr ein Mitleid. Sie suchte in ihrem Patronengürtel, obwohl sie wußte, daß da ja nichts mehr steckte. Das arme Tier! Nun würde es sich hinqualen, drüben im Holz, irgendwo in der Dickung. Wer weiß, wie lange noch. Bis es elend einging. Oder die Füchse kamen.

Unschlüssig ging sie auf den Bock zu, der bei ihrer An-

näherung seine Anstrengungen vermehrte. Angstvoll traten ihm die dunkel glänzenden Lichter hervor. Ratlos blickte sie um sich. Was sollte sie denn nur machen? Sie bereute jetzt lebhaft den voreiligen Schuß. Der hitzige Jagdeifer war mit einem Mal verflogen. Sie sah nur noch ein armes, leidendes Tier vor sich.

Jetzt brach es drüben im Holz. Wie unter herannahenden Tritten. Sie wandte den Kopf hin, und selbst der schwerfranke Bock verhieß und sicherte nach der neuen Gefahr.

Ein Mann trat dort aus dem Wald ins Freie. Beim ersten Blick erkannte sie ihn. Ihr Herz schlug auf: Gerhard Bertich.

Auch er fragte, wie er sie gewahrte. Doch nun traf sein Auge den Bock, der beim Anblick des zweiten Bedrängers mit einer verzweifeltten Anstrengung die Richtung seiner Flucht ändern wollte.

Bei seinen qualvollen Bemühungen runzelte sich Bertichs Stirn.

„Haben Sie denn keine Patronen mehr im Lauf?“

Rauh klang es zu ihr hin.

„Nein — ich habe mich ganz verschossen.“

Bedrückt kam es von ihr zurück; fast beschämt.

Ein kurzes Besinnen bei ihm — er war zwar in der Jagdjoppe, hatte aber kein Gewehr bei sich bei seinem Abendgange durchs Revier. Dann warf er seinen Stod aus der Hand und griff entschlossen zur Tasche, wo er den Genicksänger wußte. Mit drei großen Schritten war er bei dem Bock und seine Linke packte das Gehörn. Nach einem kraftlosen Aufsäumen ergab sich der Bock in sein Schicksal. Aber er stieß in Todesangst einen langhallenden, röhelnden Laut aus.

Eke schauerte zusammen. Wie wenn ein Mensch starb! Und sie schloß die Augen vor der entblößten Klinge, die schon nach dem Nacken des Tieres zuckte, im Gnadenstoß.

Ein jähes Verstummen.

Als Eke scheu wieder aufsaß, lag der Bock schon auf der Decke mit brechenden Lichtern. Aber die schlanken Läufe ruberten noch krampfhaft durch die Luft.

„Das arme Tier!“

„Nur noch Reflexbewegungen. Er ist schon hinüber.“

Mit demselben rauhen Ton erwiderte er es und streifte die Klinge an einem Büschel Gras ab. „Menschen haben es nicht so gut. Die leben weiter — auch mit durchschnittenem Lebensnerv.“

Da zwang es ihren Blick hin zu ihm. Zum ersten Male sah sie ihn seit jener Stunde des Abschieds und erschraf. Wie hager er geworden war im Gesicht, so scharf und finstler die Züge. Und da an der Stirn die brennend rote Narbe! War das alles nur von dem kaum überstandenen schweren Unfall, oder —?

Unruhig begann es ihr in der Brust zu pochen. Irgend ein Wort suchte sie, einen Dank für seine Hilfe, ein Wort der Teilnahme für ihn, nach der ersten Gefahr, in der er geschweht. Aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Da deutete er auf den Bock zu ihren Füßen. Starr und steif hatten sich jetzt die Läufe in die Luft gestreckt.

„Es ist vorbei. Soll ich ihn Ihnen aufhängen? Drüben an einem Baum, bis einer von Ihren Leuten kommt?“

Ein harter, kalter Ton, der jede persönliche Annäherung zwischen ihnen weit weg wies, gab auch ihr das Gleichgewicht wieder. Sie schüttelte das Haupt und zeigte auf den kleinen Grenzgraben hinter ihnen auf der Wiese.

„Der Bock fiel in Ihrem Revier. Er gehört Ihnen.“

Und mit kurzem, schweigendem Gruß wandte sie sich ab, zurück in die eigene Jagd.

(Fortsetzung folgt.)

Kameraden.

Vorwaimachtskizze von Anna Fahr (Friedenau).

„Phui Spime!“ schimpfte der Thüringer, als er den Kopf aus dem Unterhand geschoben hatte.

„Regner's?“ fragte eine Stimme hinter ihm aus der Tiefe.

„Es driht!“ Unwillkürlich zögerte er doch einen Augenblick, ehe er sich weiter aus dem Schlupfloch reckte.

Ruh, nah war heute die Welt. Und drinnen war es so schön trocken. Wenn man dableiben könnte!

Aber da drängten die anderen schon nach: „Nun mach doch ein bißchen zu!“ „Los müssen wir ja doch!“ „Aus Zucker sind wir ja schließlich nicht!“

Und dann standen sie alle draußen im eisigen Dezemberregen, der halb Schnee, halb Wasser war.

„Ach was! Kragen hoch! Und nachher, wenn wir zurück sind, einen ordentlichen Schlud!“ Damit stapfte Hinrich Thebens voran. Er war bei Hamburg zuhause und verstand nicht, wie man über das Wetter so viel Worte verlieren konnte.

Hans Volkhardt, der Thüringer, schwieg und folgte. Wie an etwas sehr Seltsam, sehr Fernes, dachte er an die rauhen, sonnigen Winter seiner Berge, an schneebedeckene Wälder unter frostigem Himmel. Wie einen Feind empfand er die trübe Feuchtigkeit des nördlichen Landes, einen schleichenden Feind, der ihm all seinen Frohsinn nahm.

Zwei andere schlossen sich noch an. Und so ging es fort in den grauen Tag hinaus.

In Aufschrieben war ja nicht zu denken. Wenn man zum Fest überhaupt einen Baum haben wollte, so mußte man ihn sich eben holen. Von der dritten Kompagnie hatten sie heute hertelephoniert, daß sie noch ein paar junge Tannen geschlagen hätten. Wer noch welche davon haben wollte, könnte kommen. Das hatten sich die von der ersten Kompagnie natürlich nicht zweimal sagen lassen; denn wo sie selber lagen, gab es nichts als Pappeln an der Chrussee und gebeugte Weiden den stillen, kleinen Bach entlang. Ohne Weihnachtsbaum aber ging es doch nicht. Da war keiner, der darauf verzichtet hätte. Und wenn man sich auch bis auf die Haut durchweichen lassen mußte — das war eben nicht zu ändern.

Vorwärts!

Zum Sprechen freilich verging den vieren bald die Lust. Jeder hatte gerade genug mit sich zu tun, um gegen den Wind anzukämpfen, der über die kalten Hügel daherkam und einem die kalten Tropfen nur so ins Gesicht schmeißte. Auf Küstentische konnte es nicht schlimmer sein. Man froh bis auf die Knochen. Auch mit der Dedung war es manchmal faul bestellt. Aber zum Glück bestand offenbar beim Feinde wenig Neigung, in dem Schandweiser scharfe Ausdrücke zu halten.

Da plötzlich ließ der Sturm etwas nach. Es gab erst eine kurze Pause, dann noch eine. Dann staute er ab. Nur die Wassergüsse fielen noch unablässig auf das regensatte Land, in dem da und dort breite Pfägen aufblähten.

„Weihnachtswetter!“ riefte eine Stimme. Ein Mann von der dritten Kompagnie stand mit einem Kask vor ihnen.

„Wollt euch wohl eine Tanne holen? Kommt man mit!“

Wie ein Traum von Hänlichkeit und Geborgenheit war der kurze Aufenthalt in dem engen, aber trockenen Fuchsbau der Kameraden gewesen. Dazu der kräftige Trunk, der einem inwendig so schön heiß machte!

Dann wieder hinaus in die frostige Nässe.

Der Wind hatte sich nun ganz gelegt. Man brauchte sich nicht mehr gegen ihn zu stemmen und schritt leichter aus. Dazu war es inzwischen dämmerig geworden, und die vier konnten sorglosen zugehen.

Schließlich ließ auch der Regen nach und löste sich in perlenden Nebel auf.

Immer schmerzhafter wurden die Gestalten der Männer, wie sie im Geau des unsichtigen Nachmittags vorrückten. Je zwei hatten einen Tannenbaum gefaßt. Sie hielten ihn niedrig mit hängenden Armen. Dann und wann schleiften die Zweige an der Erde, daß es ausjah, als wären es schlappende Decken von Bahnen, die über das verlassene Land getragen wurden.

„Dalt! Es ist nun schon so dunkel, daß wir wohl gefahrlos den Richtigweg nehmen können.“

Schweigend folgten die anderen. Hinrich Thebens hatte recht. Nur bald ins Warme! Nur bald in die enge Behaglichkeit, die im Unterstand auf einen wartete, wo die kleine Petroleumlampe vom Balken herab über Tisch und Schemel leuchtete und wo trockener Tabak war.

Da wieder ein „Dalt!“

Was gab es denn?

Die beiden Hintermänner wurden ungeduldig: „Wozu stehen wir hier? Haben wir nicht schon Wasser genug im Schuß?“

„Wir sind“ — — Pause — — „wir sind hier bei dem Grabern!“

„Ach so!“

Man sah sie noch in der tiefen Dämmerung, die traurigen stillen Hügel. Längst hatte der Sturm ihnen die Kränze entführt. In furchtbarer nackter Debe flackerten diese letzten Ruhestätten die Ueberlebenden an.

„Hier liegt Karl Brandes“, sagte der Hamberger langsam, und seine Hand brach einen Flock aus der Tanne, die er trug, und legte ihn sorgsam über das kahle Grab.

„Und hier Paul Wendel“, sagte der Thüringer bei. „Der soll auch was haben!“ Und auch er griff in die dichten Nadeln und brach einen Zweig für den toten Kameraden.

Da meldeten sich auch die beiden anderen: „Und hier liegt ein Freund von mir!“ „Und da!“

„Und der ist auch einer von uns!“

Sie hatten es gar nicht nötig, sich herabzubiegen, um im zunehmenden Dunkel die Inschriften zu entziffern. Sie mußten auch so, wo jeder lag. Der war ein Landmann von einem der vier, der sogar ein Dorfgenosse gewesen. Vergessen war keiner.

„Und die sind von der dritten Kompagnie“, sagte einer. „Denen ihr Grab soll auch nicht leer bleiben.“

„Dalt ihr sie?“

Der Aufenthalt auf dem Friedhof der Gestalten hatte ihnen doch Zeit gelostet, und es war schon spät, als sie endlich zurückkamen.

„Dalt ihr sie?“ rief man sie aus dem Unterstand an.

Und dann waren sie hintergelockt und hatten die Bäume nachgezerrt. Merkwürdig war das gegangen. Und dann war das Licht der Lampe darauf gefallen. Ja, und dann hatten die andern, die daheim geblieben waren, gelacht und gelacht, und das Höchste wollte kein Ende nehmen.

„Das sollen Weihnachtsbäume sein?“ „Nette Weicherung!“ „Besenstiele sind das!“

Da hatten Hinrich Thebens und Hans Volkhardt und die andern beiden zum erstenmal ihre Bäume wieder angesehen und waren sehr kleinlaut geworden. Mit zwei prächtig gewachsenen, prangenden Tannen waren sie drüben aufgebrochen. Mit zwei mageren Stöcken, an denen nur da und dort noch ein einzelner Zweig in die Luft starrte, standen sie nun da.

„Ihr Heiden!“ „Euch schiden wir auch bald wieder!“ „Ihr habt euch schon reinlegen lassen!“ Das floß ihnen nur so von allen Seiten an den Kopf.

„Es waren aber wirklich schöne Bäume“, wehrte sich der Thüringer. „Ihr hättet sie nur sehen sollen!“

„Wir sehen sie ja! Wunder schön sind sie!“ „Die Franzosen haben euch wohl Löcher hineingeschossen, ja?“

„Nein, aber — —“ begann der Hamburger und frokte wieder und sah seine Begleiter hilflos an. Die schwiegen auch wie auf den Mund geschlagen.

Ein Muskettier, dem die Sache zu dumm wurde, stieß den Thüringer mit dem Ellbogen in die Seite: „Neh' doch ein Wort!“

Da begann der. Sehr langsam kam dann die ganze Wahrheit heraus. Denn Hans Volkhardt, der sonst so zungenfertig war, sprach heute sehr ungeschickt. Aber langsam — keiner unterbrach ihn mehr. Vor aller Augen standen plötzlich die einsamen Gräber, auf denen kein Schmutz, keine Blume, kein Blatt mehr gewesen war, die ganz leer, wie verwaist dazugelegen hatten. Und sie begriffen mit einem Mal: recht hatten die vier getan!

Kein Lachen war mehr zu hören, kein spöttischer Blick streifte mehr das larme Grün der arg geplünderten Bäume, als der Erzähler zu Ende war.

Eine Pause entwand. Niemand konnte die Worte finden, die er suchte. Berlegenes Männergeschweigen.

Da schob der Muskettier, der vorher den Thüringer zum Neben gebracht hatte, langsam eine Hand in die Tasche und zog einen Tabaksbüchel hervor, und langsam ging er auf die vier zu und bot erst Hinrich Thebens an und dann Hans Volkhardt und dann den beiden letzten.

Und da brachte noch einer Tabak zum Vorschein. Und noch einer. Und alle boten an. Und die vier verstanden, daß dies Anerkennung bedeuten sollte. Und sie griffen zu.

Da waren gar keine Worte mehr nötig.

Das Kriegsbüble.

Von Käthe Röse-Strang.

Sie wohnten weit hinten im Erzgebirge, in einem stillen, weltentrückten Dörflein.

Bis zur letzten Stunde hatte das Weib geschafft — und jetzt, nach langen, schweren Stunden, hielt sie das im Arm, worauf sie sich schon lange gestreut hatte.

„Das Büble!“

Und sah's nicht ganz aus wie der Vater?

Wie schad, daß er nicht dabei war, jetzt eben — — und das große Büble sehr kunn — wie würd er sich freuen!

So schrieb das Weib mit steifer, ungelenkter Hand — dem Fernen ein Briefle, kurz und bündig:

„Es ist da — — das Büble.“

Bald stand das arbeitssame Weib wieder auf, sie mußte halt fleißig schaffen, um das Geschäft zu halten.

Bei dem leeren Weibstuhle stand jetzt das Büble, und wenn das fleißige Weib aufschaute — — so sah es grad in die blauen Augen — und die waren grad so — wie die des Vaters.

Sie mußten alle helfen, die fünf anderen Vuden, die ihr der liebe Gott noch geschenkt hatte, damit man ja recht sparsam lebte, um den Vater bei seiner Heimkehr zu erfreuen. Sie sparten sogar das Holz, das der Mann gekauft hatte, ehe er in den Krieg ging — und holten sich zum brennen Reißig aus dem Walde.

„Gelt mai Büble“, er soll's gut habe, der Vater.“

Und wenn dann mal ein Feldbrieff kommt . . . gleichwie an wen . . . sie lesen ihn doch alle im Dorf.

Das sind die Siegesblätter des Dörchens, das nicht einmal eine eigene Kirche hat. Da läuten keine Glocken . . . aber daheim, im Kämmerlein, da sprechen sie mit ihrem Herrgott — — so ganz einfach:

„Nur nei den Reinggen! Heiler Gott!“

So beten sie alle — alle die armen Mütter — Frauen — und Bräute, und dann gehen sie getrocknet an ihre Arbeit.
 „Zeit mai Buble!, das wird der liebe Herrgott scho mache.“
 „So wie's ihm recht is!“
 „Grad so!“
 Armes verlassenes Weiblein —!
 Der Postkranzeln drückt ihr ein eiliges Papier in die Hand — und rennt weiter . . . ehe sie fragen kann, was das soll.
 Wie ihr mir glei is! sie kanns net lesen . . . so merkwürdig zittig . . . sind ihr die Beine —
 „Geh! schau Peterl kumm mal daher . . . was da steht —!“
 Er liest nach Kinderart, laut und langsam:
 Grenadier Huber — — Zustand sehr ernst! Hasenlazarett Hamburg. —
 „Buble! Kleines! er is krank dai Boder — —!“
 Sie nimmert, weint — — ein Weilschen. Wer na! so gehts doch nimmer — und das wird der liebe Gott ihr doch net antun!
 Sie muß dem kranken Mann das Buble bringen . . . dann wird er gesund.
 Ob's auch die Doktorsch nur richti machen . . . er ist halt gar so eigen der Huber — —
 So fährt das arme Weib mit allen sechs Kindern . . . ohne Ausenthalt nach Hamburg. Ihre einzige Nahrung ist das Brot in der großen Ledertasche. Sie halten schon aus den Durst . . . und das Buble — das Kleine hat ja seine Kost . . . das Beste was es gibt . . . und was es ohne einen Blick auf die Mitreisenden wohllich in sich aufnimmt.
 Es ist halt lang, so eine Reize, denkt die Frau, die nit über die Grenzen des Dorfes hinaus gekommen . . .
 Aber, sie fahren ja zum Vater, den sie gesund machen wollen . . . und einmal hats ja doch ein End. —
 Endlich! nach tagelangem Fahren, stehen sie müde, durstig, aber hoch freudig, vor dem Lazarett, das den Vater birgt.
 Das Weib tammelt . . . was das nur is, was da drinne so merkwürdig ist . . . in der Brust . . . an der das Buble sei klamntiges Köpfe birgt. So merkwürdi — —! Ja, und wie nur die Leut da drinne . . . auf sie und die Kinder schau! Und keines weiß genau Bescheid . . . zuletzt einer . . . der weiß es . . . Und er sagt es zögernd . . . mitleidig.
 Sie versteht nicht ganz, drum sagt sie: „Dassens mi nur zu dem Huber, wann er auch sehr krank ist, das Buble . . . das Kleine, mach ihn schon gesund —!“
 Da sagt ihr's der Mann . . . was ihm selbst das Herz abdrückt, angesichts der Frau mit all den Kindlein . . . und er will sie halten, dah sie nicht fällt. Sie aber starrt . . . immer nur grad aus . . . dann klammert die Lippen Worte . . . abgerissen:
 „Huber . . . du mai arm's Lubersch!“ Dann will sie ihn sehen den Mann und läßt sich mit den Kindern zu ihm führen. Es ist ganz still dort bei dem lieben Vater — — und sie sind es auch.
 Das Weib kniet inmitten der fünf Kinder vor der Bahre und hält dem stillen Schläfer das Buble hin.
 „Franz! wird sind da . . . und dahier das Buble —!“
 Und das Buble . . . das Kleine . . . lacht über die blinkenden Kerzen und die bunten Blumen.
 Dann nehmen sie Abschied . . . für immer.
 „Geh wohl mai Franz! . . . und . . . nimms net so harb . . . wann i di net zur Erd bett . . . i muß halt spore . . . für die Kinder . . . und für das Buble . . . das Kleine!“

Büchertisch.

— Joseph Aug. Lux: Franz Schuberts Lebens- u. d. Ein Roman der Freundschaft. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50. (Verlag von Grottel & Co., G. m. b. H., in Leipzig.) — In den letzten Jahren ist mancherlei über Schubert erschienen, die eine oder andere Episode seines Lebens wurde Gegenstand sentimentalischer Schilderung; aber gerade dadurch ward das Verlangen nach dem bisher noch fehlenden eigentlichen Schubert-Roman allgemein regt, der die Züge des Genies treu erfaßt. Diesen Roman hat uns Jos. Aug. Lux beschert. Der echt Wienerische Schubert ist in dem Buche, das den Genius glücklicherweise frei von aller krankhaften Sentimentalität zeigt und vor allem frei von der ihm künstlich angegedichteten Trunksucht, die in dem von seinen Dutzendgelegenheitlich gebrauchten und allzu betonten Spottnamen „Schwammert“ wie ein altes, immer wiederholtes Unrecht liegt, mit dem einmal aufgehäutet werden muß. Lux war wie kein anderer dazu berufen; er hat hier ein blinkendes Werk geschaffen, darin er zugleich die österreichische Seele und insbesondere seine Wiener Heimat erklärt. Der echt Schubertische Grundton ist in dem Buch, Wiener Feinheit mit einem Zug tiefer Melancholie verwebt und verdeckt. Es ist die Stimme des Wiener Genies loch, die heute noch irdklingt in den stillen ländlichen Vorstadtgassen und Wälderhäufern am Fuße des Rastenberges, der Heimat des Autors, in denselben Worten und Redewendungen, wie sie aus den Heberlieferungen der Schubertzeit und ihres freundschaftlichsten Bekanntheitskreises hervortritt. Das edelste, unsterbliche Wien, darin sich der traum-

häuflige Wienerwald, das sonnige Weinland und die blaublickende Donau zu einem unausgelegenen Dreiflang vermählen, zu einer echt Schubertischen Weile, möchte der Dichter als ein unverlierbares Stück österreichischer Seele dem deutschen Geist darbringen — diese Note darf in der kommenden Entwicklung nicht fehlen; denn deutscher Geist und österreichische Seele gehören untöschbar zusammen.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, welch ein gutes, eiweißhaltiges Nahrungsmittel wir in den Fischen haben. Sind auch Schellfische, Koblau usw. teurer geworden, so ist doch Klippfisch billig und sehr ergiebig. Klippfisch kann als vollwertiger Fleischersatz gelten und sollte deshalb viel mehr Beachtung finden. Er läßt sich in mannigfacher Form besonders für den Werdtsch verwenden.

Sonntag: Endivienuppe, gerollter Hammelbrat, Rummelkraut, Kartoffelkloßen.

Montag: Sagosuppe mit Maggi, Eintopfgericht von weißen Röhren, übrigem Hammelbraten mit Limke und Kartoffelscheiben.

Dienstag: Buttermilchsuppe, Kartoffelschnittchen, Heidelbeeren.

Mittwoch: Gelbe Röhrensuppe, Dörrfleisch, Buttersohl, Salzkartoffeln.

Donnerstag: Fischkraut*, Pellkartoffeln, Apfelsäse*), Vanillemilch von Magermilch.

Freitag: Kartoffelsuppe, Hefenklöße mit Obstsalz.

Samstag: Gerstengrünsuppe, Kartoffelblättchen mit roten Röhren.

Kochanweisungen.

Fischkraut: Sauerkraut wird tags zuvor wie üblich gelocht (2 Pfund). 1/2 Pfund Klippfisch 24 Stunden gewässert, darnach in kochendes Wasser gelegt und ganz langsam 1 1/2 Stunden mehr ziehen als kochen lassen. Eine ausgestrichene Kistform mit Kraut belegt, darauf Fischstücke und so abwechselnd, oben muß Kraut sein; dann mit einer einfachen Gemüsesauce begossen, oben auf etwas Weizenmehl geireut, Fettschöckchen darauf und im Ofen gebaden, für 5 Personen.

Apfelsäse: 1/4 Pfund Kapsel, 1 Liter Wasser, 1/2 Pfund Zucker werden gelocht, durch ein Haarsieb geschlagen, Saft einer ganzen, Schale einer halben Zitrone, 30 Gramm rote Gelatine durchgemischt, in eine umgepölte Form gegossen und erkaltet gekürzt, für 10 Personen.

Backwerk.

Einfache Kekz: 15 Gramm Ammonium werden mit 4 Eßlöffel lauwarmer Milch aufgelöst, mit 3 Eiweiß und 2 Eigelb, einem Püchchen Vanillin, 75 Gramm Butter, 200 Gramm Zucker stark gerührt, dann mit Mehl soviel es annimmt (1 1/2—2 Pfund) gewirkt, ausgeknetet und mit einem Glas oder einer runden Form ausgeflochten und langsam gebaden.

Wasserspringer: 1 Pfund Zucker, 150 Gramm Wasser werden 1 Stunde stark gerührt, 1 Zitrone, Saft und Schale, und 1 Pfund Mehl, das mit 1 1/2 Pöckel Backpulver gemischt ist, darunter gerührt und gewirkt, dann den Teig ruben lassen, bis er steif ist, und in Anisformen ausdrücken, über Nacht stehen lassen, und langsam baden.

Sonigkuchen: 1 Pfund Zucker, 4 ganze Eier, 2 Eßlöffel Bienenhonig 1 Stunde stark gerührt, 2 Messerspitzen Natron, 1 Messerspitze Zimmt, 1/2 Messerspitze Nelken, 1 1/2 Pfund Mehl. Nach Belieben noch Zitronat und Pomeranzenschale. Ausgewirkt, mit viereckigen Bedruckentformen ansprechen und langsam baden.

*) Siehe Kochanweisung.

Staf-Aufgabe.

Vorhand sagt Grand an auf folgende Karte:



Vorhand denkt, ihre vier Ass und zwei Zehnen beimzukriegen bekommt aber gar keinen Stich. — Wie mußte die Kartenverteilung sein und wie gespielt werden?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer: Föhre, Föhre, Föhre.